

Ausgewählte Novellen

Ompfeda, Georg

Stuttgart, 1923

Die Witwe

Die Witwe

Ein Wagen nach dem andern fuhr vom Friedhof fort. Man unterhielt sich in den Gefährten von dem Trauerfall. Und alle schienen der Überzeugung, es hätte keine schwerer treffen können als die junge Frau, war es doch eine Liebesheirat gewesen, die der Rechtsanwalt Enterlein vor kaum einem Jahr geschlossen. Man erzählte sich, wie Fräulein Luise Zernikow zwei Körbe ausgeteilt um ihres Jugendfreundes Karl Enterlein willen. Die Ehe war nie von einem Mißton getrübt worden, nur Kinder gab es nicht. Wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie einander bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie der Rechtsanwalt und seine Frau.

Und nun hatte ein Herzschlag ihn ereilt.

Einer sagte: »Denken Sie nur: zweiundzwanzig Jahre ist sie erst, was soll sie denn nun anfangen?«

Ein anderer nickte: »Die heiratet nicht wieder!«

Der Fall lag um so trauriger, als Frau verwitwete Enterlein nicht einen einzigen Verwandten besaß.

Die Witwe fuhr mit dem Geistlichen zurück. Während die Räder auf dem Pflaster rasselten, klang seine tröstende Stimme wie eintönige Musik, die ihr wohlthat, obwohl sie die Worte nicht verstand. Ihnen gegenüber hatte der Hausarzt, Doktor Keller, Platz genommen, ein Schulfreund des Rechtsanwalts, der nur noch den Tod hatte feststellen

können. Der Wagen hielt. Der Diafonus mußte noch zu einer Taufe; so ließ er Doktor Keller mit der Witwe allein.

Die beiden stiegen die Treppe hinauf, Frau Luise Entertein dem Umfallen nahe, so daß der Arzt zugriff, weil er fürchtete, die Kräfte möchten sie verlassen. Als sie im Wohnzimmer standen im halben Dämmerlicht, da der Hitze wegen die Läden geschlossen waren, sagte er:

»Nun leben Sie wohl, gnädige Frau, ich sehe bald einmal wieder nach Ihnen!«

Doch die Witwe blickte ihn mit vom Weinen rotgeschwollenen Augen an:

»Da soll ich ganz allein bleiben?«

Der junge Mann hielt es für seine Pflicht, in solchem Augenblick die Arme nicht zu verlassen. Und jetzt begann sie, die bis dahin nur geweint, von ihrem Manne zu erzählen. Endlich fing es aber an, ihm zu lang zu werden, wenn er auch seinen Freund von Herzen gern gehabt, darum erhob er sich:

»Gnädige Frau, würde es nicht das beste sein, Sie legten sich jetzt etwas hin?«

Sie fuhr empor, als hätte er sie gekränkt. Hinlegen? In solchem Augenblick legte man sich doch nicht hin! Er beschloß also, noch zu bleiben, aber nur ein paar Minuten, denn er war bis jetzt noch nicht einmal zum Essen gekommen. Er schämte sich nur, das zu sagen. Es hätte nicht gut geklungen. Doch als sie erzählte, die letzten Worte ihres Mannes wären gewesen: »Liebchen, gibt's nicht mal wieder Schmorbraten?« gestand er zögernd:

»Ich — ich — habe — nämlich — Hunger!«

Es kam so seltsam heraus, daß sie unter Tränen lächelte. Der arme Mensch! Und sie erinnerte sich, daß ja drüben der

Tisch gedeckt stand. Da schlug sie ihm vor, an ihrer einsamen Mahlzeit teilzunehmen. Er saß ihr gegenüber. Der Stuhl Karls zwischen ihnen blieb leer. Doktor Keller aß wie ein Löwe, und die Witwe wie eine Löwin. Sie fand es zwar nicht passend, doch der Arzt erklärte es physiologisch.

Nach Tisch setzten sie sich in des Verstorbenen Arbeitszimmer, und dankbar, daß Doktor Keller sie in ihrem Jammer nicht allein ließ, sorgte sie für ihn, wie einst für ihren Mann. Sie brachte ihm den Kaffee, fragte, ob ein oder zwei Stücke Zucker, schloß den Schreibtisch auf mit des Seligen Schlüsselbund, nahm, genau wie Karl es immer getan, zwei Zigarrenkästchen heraus und bot an: eine leichte oder eine schwere. Dann fragte sie:

»Kognak oder Danziger Goldwasser?«

Doktor Keller nahm zwei Stücke Zucker, die leichte Zigarre und den Kognak, genau wie ihr verstorbener Mann. Sie bemerkte es, und war wieder im Gespräch bei dem Toten. Endlich versiegten ihre Tränen, und sie begann vom Geschäftlichen. Karl hatte alles besorgt, sie wußte von nichts. Da gab es nur einen, den sie fragen konnte: den besten Freund ihres Mannes, Doktor Keller. Doch er stand auf:

»Gnädige Frau, ich komme wieder, da reden wir über das alles!«

Als die junge Frau allein war, warf sie sich aufs Bett und begann wieder zu weinen; aber allmählich gähnte sie und schlief ein.

Am anderen Nachmittage ging sie mit Doktor Keller zum Friedhof. Dem Totengräber legte die Witwe ans Herz, wie sie die Ruhestätte hergerichtet haben wollte. Der Mann ließ sie reden, dann sagte er:

»Aber erst muß das Kreuz stehen!«

Daran hatte sie noch nicht gedacht. Und sie fuhr mit dem Freunde ihres seligen Mannes zu einer Marmorwarenniederlage. Dort suchte sie den schönsten Grabstein aus. Doktor Keller flüsterte:

»Gnädige Frau, haben Sie denn nach dem Preis gefragt?«

Sie sah ihn fast beleidigt an. Aber am nächsten Tage, als Doktor Keller abermals nachmittags erschien, sagte er:

»Gnädige Frau, der Stein kostet doppelt so viel wie Ihre Jahresmiete! Sie sollten erst die Testamentsöffnung abwarten, damit Sie wissen, in welchen Verhältnissen Sie sind.«

Das leuchtete ihr ein, und sie beschloß, es zu verschieben, bis des Verstorbenen letzter Wille eröffnet worden. Während dieser Zeit kam Doktor Keller jeden Tag, um seinen Kaffee zu trinken, zwei Stücke Zucker, den Kognak und die leichte Zigarre zu empfangen. Ein paarmal lud sie ihn sogar zu Tisch ein, denn sie hielt es allein nicht aus. Eines Mittags setzte sich nun der Doktor neben sie, wo einst ihr Mann gesessen. Erst als er sah, wie dort nicht gedeckt war, bemerkte er seinen Irrtum. Doch in ihrer Artigkeit litt sie es nicht, daß er aufstand, und schob das Gedeck herüber.

Bei der Testamentsöffnung zeigte es sich, daß die Hinterlassenschaft längst nicht so glänzend war, wie die Witwe es sich gedacht. Da zog leise Bitterkeit in ihr Herz. Sie fand, ihr seliger Mann hätte besser für sie sorgen können.

Doktor Keller setzte sich an den Schreibtisch, an dem der selige Enterlein gesessen, nahm die Feder, die jener in der Hand gehabt, und einen Bogen Papier mit dem Rechtsanwaltsstempel links in der Ecke und begann zu rechnen:

Miete. Wirtschaft. Steuern. Kleidung. Es kam weit mehr heraus, als sie Einkommen besaß. Die Witwe sah ihn erschrocken an:

»Dann kann ich ja gar nicht leben!«

Er fuhr mit der Feder die Zeilen herunter:

»Wir müssen einen Posten heruntersetzen. Wohnung, geht nicht, Heizung, Feuerung, Wirtschaft, Licht, geht nicht. Aber Kleidung?«

Sie fiel sofort ein:

»Meine schwarzen Sachen habe ich, und ich brauche keine anderen.«

»Gnädige Frau, wenn nun aber die Trauerzeit vorbei ist?«

Sie zeigte ein düsteres Gesicht:

»Schwarz lege ich nie wieder ab!«

Plötzlich ließ er erschrocken die Feder sinken:

»Um Gottes willen, dabei haben wir noch nicht einmal eine Summe für das Grab.«

Der Witwe Hände fielen schlaff in den Schoß:

»Ich habe ja kein Geld!«

Und das klang wie eine Anklage gegen ihren Seligen.

So wurde in der nächsten Zeit keine Entscheidung getroffen. Aber als ob sie sich schämte, das Grab in unfertigem Zustande zu erblicken, ging sie jetzt nicht mehr hinaus, und darüber wurde es Herbst. Die Witwe hatte sich gewöhnt an die Einsamkeit, die übrigens so arg nicht war, denn Doktor Keller erschien täglich zu Tisch. Er führte ja die Geschäfte. Da sagte er einmal — schon im neuen Jahr:

»Frau Luise, Sie verbrauchen zu viel in der Wirtschaft. Sie sind so liebenswürdig, mich immer einzuladen, ich erspare infolgedessen das Geld, das ich sonst ausgeben würde. Gestatten Sie mir, daß ich die Summe in die Wirtschaftskasse tue.«

Davon wollte sie aber nichts wissen. Doch als er erklärte, dann könne er nicht mehr zu Tisch erscheinen, gab sie nach.

Aber bald kam er mit etwas Neuem. Die Wohnung wäre zu teuer. Zwar mochte die Witwe nicht ausziehen, denn hier war sie mit ihrem Manne glücklich gewesen, immerhin sah sie ein paar Wohnungen an. Keine gefiel ihr. Eines Tages erschien Doktor Keller freudestrahlend mit der Nachricht, zu Ostern würde in dem Hause, dessen ersten Stock er bewohnte, das Erdgeschloß frei.

Sie machte sich Gedanken: war das schicklich? Doch aus Vernunft zog sie zu Ostern um und schien ganz erstaunt, daß ihr der Wechsel nicht einmal nahe ging. Ein einziges tat ihr leid: sie mußte wegen Platzmangels einen Raum opfern. Schlaf- und Eßzimmer konnten es nicht sein, und im Wohnzimmer lebte sie; also verschwand das Arbeitszimmer ihres armen Karl.

So nahte der Jahrestag des Todes, und Doktor Keller, der nun auch zum Abendessen herunterzukommen pflegte — es wäre doch lächerlich gewesen, etwa der Menschen wegen sich ein Kreuz aufzuerlegen — sagte bei Tisch:

»Luiſe, wiſſen Sie, was morgen für ein Tag iſt?«

Sie lächelte (denn sie konnte wieder lächeln) in der Meinung, der Doktor plane eine Überraschung:

»Nun, was gibt es denn Schönes?«

Er legte sein Gesicht in ernste Falten:

»Morgen iſt es ein Jahr, Luiſe!«

Sie ließ den Suppenlöffel fallen:

»Der arme Karl!«

Zusammen gingen sie zum Grabe. An der Friedhofspforte boten alte Weiber Kränze feil. Im ersten Augenblick wollte die Witwe zugreifen, aber sie dachte an ihre Geldverhältnisse. Warum hatte ihr armer Karl auch so wenig hinterlassen! Da hielt ihr ein Mädchen einen Perlenkranz, schwarz

und weiß, entgegen, wie man sie in romanischen Ländern auf die Gräber legt:

»Kaufen Sie den. Der bleibt ewig. Blumen verwelken. Den brauchen Sie bloß einmal anzuschaffen.«

Die Worte einmal anschaffen klangen der Witwe lieblich in den Ohren. So griff sie zu.

Schweigend ging das Paar zwischen den starren Lebensbäumen hin, an duftenden Blumeneinfriedigungen vorüber, an verwilderten Gräbern, um die keine Seele mehr sich kümmerte. Der Witwe war es unheimlich, dieses Todes-schweigen, und nur um zu wissen, daß sie nicht allein sei, legte sie ihre Hand in seinen Arm.

Die Sonne blendete auf Sandsteinplatten und Kreuzen, sie beschien warm die wenigen Fuß Erde über den Toten dort unten, ihnen Keime des Lebens zu entlocken. Nirgends blühte und duftete es wie hier, als gäbe der Dung menschlicher Gebeine doppelte Kraft des Werdens.

Sie drängten sich enger aneinander, die einzig lebenden Wesen zu dieser stillen Mittagsstunde. Das Haupt der Witwe sank an seine Brust, er küßte sie auf Stirn und Wangen. Wie er die Hände an ihrem Arm heruntergleiten ließ, öffneten sich leise ihre Finger. Der Kranz entfiel ihr, die kleinen Glasperlen klrirten, ein paar zerbarsten auf dem Kies und besprenkelten schwarz und weiß den Boden. Da die Witwe das Grab gerade vor sich erblickte, stieß sie den Kranz auf den Hügel. Tränen stiegen ihr auf, halb Erinnerung, halb neues Glück. Und ihre verschwimmenden Augen lasen die Inschrift in weißen Perlen, auf die sie vorhin in der Eile nicht geachtet: »Ewig dein!«

Da hörte man drüben ein Grablied. Er nahm ihren Arm, und sie verloren sich zwischen den Gräften. Von weitem

ſahen ſie den ſchwankenden Sarg, die Blumenfülle, die lange Reihe von Menſchen hinterdrein.

»Der muß viel Verwandte gehabt haben!« ſagte Doktor Keller.

Sie ſchlug die Augen nieder:

»Und ich bin ganz allein!«

»Du wirſt es nicht bleiben!«

Sie rankte ſich an ihm empor:

»Ja, ich kann nicht allein ſein. Es iſt gegen meine Natur.« —

Als ſie längſt aufgeboten waren, kam ſie einmal mit der Frage:

»Was würde wohl mein armer Karl dazu geſagt haben?«

»Nun, er würde dir dein Glück gönnen!«

Etwas beſchämt meinte ſie:

»Fritz, du weiſt, ich bin eine arme, ängſtliche Frau. Warum ſoll ich nicht an euch beide denken? Ihr ſteht mir gleich nahe.«

Darüber glitt er hinweg, und als Hochzeitsgeſchenk gab er ihr etwas, das geeignet ſchien, den Schatten des Verſtorbenen zu verſöhnen: er ſtiftete großmütig das noch immer nicht zur Ausführung gekommene Grabmal ſeinem Vorgänger und ſeiner Braut zugleich. Dabei ſagte er beſtimmt:

»Liebes Kind, nun laſſen wir aber den Toten ruhen!«

* * *

Die Ehe des Doktors Fritz Keller mit Frau Luise Keller, verwitweten Enterlein, geborenen Zernikow war nie von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, ſo tröſteten ſie ſich damit, daß ſie dafür ganz einander leben konnten. Wenn Gatten ſich geſtritten hatten, verſicherten ſie einander bei der Verſöhnung, ſie wollten nun auch ſo leben wie einſt der Rechtsanwalt und heute der Doktor und ſeine Frau.

In der That: es ging in der Ehe nicht anders zu wie bei Enterleins, nur daß der Doktor ein größeres Vermögen besaß und nicht daran zu denken brauchte, etwas zurückzulegen für den Fall seines Todes. Davon konnte auch keine Rede sein, denn einen gesünderen, lebenslustigeren Mann wie Doktor Keller gab es nicht. Er fand trotz starker beruflichen Inanspruchnahme Zeit, seine junge Frau ins Theater zu begleiten. Sie pflegten auch Geselligkeit. Nur manchmal kam es vor, daß im letzten Augenblick ein Kommerzienrat einen Schlaganfall erlitt, jemand sich die Pulsadern durchschneiden mußte, oder ein Mädchen Petroleum aufs Holz gegossen hatte, um Feuer zu machen, und nun halb verbrannt war.

Aber Kollege Gerhardt begleitete fast immer das Paar, und dem konnte er ruhig seine Frau überlassen, denn der wurde zu keinem Kranken gerufen. Kollege Gerhardt war selbst schuld, er hatte eine große Erbschaft gemacht und seitdem traf man ihn selten zu Haus. Das sprach sich herum.

Allmählich schlang sich ein enges Freundschaftsband um die drei Menschen. Die Zeit, wo Doktor Keller beschäftigt war, widmete sich Kollege Gerhardt seiner Frau mit der rührenden Anhänglichkeit eines Hundes.

Das Glück schien jahrelang kein Ende zu nehmen. Da kam eines Tages Doktor Keller aus der Klinik eines befreundeten Arztes zurück, wo er eine Leichenöffnung hatte vornehmen müssen. Er trug den Finger verbunden, und als die kleine Frau ihn ängstlich befragte, antwortete er ernst:

»Ich habe mich gerigt. Du weißt, daß man sich da in acht nehmen muß.«

Die Hand schwoll an: Blutvergiftung. Man nahm sie ihm ab, aber nach wenigen Stunden war die junge Frau Witwe.

Sie klagte Gott an und machte dem Arzt, in dessen Klinik das Unglück geschehen, die wahnsinnigsten Vorwürfe. So fassungslos war sie, daß man um ihren Verstand fürchtete. Bei der Leichenfeier fiel sie ohnmächtig vom Stuhl. Kollege Gerhardt brachte sie im Wagen nach Haus. Es dauerte Wochen, bis sie wieder vernünftig ward, und allgemein war man der Überzeugung, daß nur des Kollegen Gerhardt aufopfernde Fürsorge ihr Verstand und Leben gerettet. Der einzige Kranke, dem er je geholfen.

Übrigens war die Hinterlassenschaft groß genug, daß dieses Mal Geld bei dem Grabdenkmal keine Rolle spielte.

Dem Toten ward genau der gleiche Stein gesetzt wie seinem Freunde und Vorgänger; nur die Inschrift lautete natürlich anders. Der Rechtsanwalt lag links, Doktor Keller rechts, zwischen ihnen blieb ein schmaler Raum, und die arme junge Frau sagte mit Tränen in den Augen zu Kollege Gerhardt, der sie freundschaftlichst begleitete:

»Hier will ich ruhen!«

Für sie, die zwei Männern all ihre Liebe geschenkt, konnte ein dritter Stein sich erheben, mit den beiden daneben durch den gleichen Sims verbunden, daß man ahnte, er gehöre zu diesem nicht mehr als zu jenem, wobei das menschlich-rechnerische Wunder hier geschah, daß drei eins wurde. Doch die Witwe war voller Lebenskraft bei ihren achtundzwanzig Jahren.

Am Stammtisch sagte ein Patient des Doktors Keller, der Fabrikdirektor Schnabel:

»Nun bin ich doch neugierig, wer der dritte wird!«

Justizrath Seligmann kniff ein Auge zu:

»Meine Herren, es gibt Frauen, die machen jeden Mann tot. Die bringt auch noch den dritten unter die Erde!«

Die Witwe aber hatte nur ein Gefühl: dieses entsetzliche Alleinsein! Das plagte sie in warmen Nächten, das ward ihre Verzweiflung beim einsamen Essen, denn Kollege Gerhardt kam nicht zu Tisch. Angstlich um den Ruf der Witwe besorgt, machte er nur ab und zu seinen Besuch.

Auf ihre Frage meinte er:

»Man soll nicht über Sie reden.«

Da er sich nun so wenig um sie kümmerte, verfiel sie auf den Gedanken: ein Kind anzunehmen, damit sie nicht so allein wäre. Aber sie wußte nicht, wie es anfangen, und fragte Kollegen Gerhardt. Der rückte auf seinem Stuhl hin und her, faltete die Hände, nahm sie auseinander, setzte den Kneifer zurecht und stotterte schließlich:

»Haben Sie — denn nie — nie — an — eigene Familie gedacht?«

Sie saß vor ihm in ihrem süßen, rund-fraulichen Reiz, und sagte mit gesenktem Blick:

»Ich habe doch zweimal Unglück gehabt!«

Da fiel der Kollege Gerhardt ihr wie ein Holzkloß zu Füßen, und würde sie nicht just jenes Gefühl des Verlassenseins schneidend bitter überkommen haben, sie hätte lachen müssen über den Anblick.

Ein paar Tage darauf wurde die Stadt durch die Anzeige überrascht:

Luiſe Keller, verw. Enterlein, geb. Zernikow

Dr. Emil Gerhardt

Verlobte.

* * *

Frau Doktor Gerhardt meinte, so zärtlich sie auch ihrem Karl und ihrem Fritz verbunden gewesen, keinen von beiden

hätte sie doch so lieb gehabt, wie diesen weichen, etwas scheuen Mann, der den ganzen Tag zu ihrer Verfügung stand, denn den Arzt hatte er völlig an den Nagel gehängt.

Nie ward die Ehe des Doktor Emil Gerhardt mit Frau Luise Gerhardt, verwitweten Keller, verwitwet gewesenen Enterlein, geborenen Zernikow, von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber sie trösteten sich damit, daß sie dafür ganz einander leben konnten.

Doch die Welt fand, drei glückliche Ehen seien für ein Menschenkind zu viel, und es gab Leute, die in der nun erst Zweiunddreißigjährigen etwas wie einen weibliche Blaubart erblickten. Die Pförtnersfrau behauptete geradezu, zwei habe die Gerhardt schon vergiftet. Wenn das eine Arme so triebe, säße sie längst hinter Schloß und Riegel.

Aber die junge Frau hörte nichts davon, zufrieden mit ihrem Schicksal, denn ihr Mann blieb, wie er von Anfang an gewesen. Sie wußte ihm aber auch das Leben zu glätten. Sie brachte ihm die Hausschuhe, zündete ihm die Zigarre an und sagte nie ‚nein‘, freilich richtete sie es so ein, daß er nur fragen konnte, was ihr beliebte.

So vergingen acht Jahre. Daß die Frau schon zwei Männer gehabt, schien beinahe vergessen, sie besaß auch Zartgefühl genug, vor dem Lebenden seine beiden Vorgänger nicht zu erwähnen, denn das war sein einziger empfindlicher Punkt. So verblich denn auch allmählich draußen auf dem Friedhof die Goldschrift, wie die Namen der beiden ersten in der Seele ihrer Frau verblaßt zu sein schienen.

Da kam ein böses Grippenjahr. Frau Gerhardt schleppte sich ein paar Tage hin, bemüht, ihren Zustand zu verbergen, denn der Doktor war sehr ängstlich, was Krankheit betraf,

vielleicht, weil er wirklich nichts davon verstand. Aber endlich mußte sie sich legen, und bald kam ihr Mann an die Reihe. Eine Lungenentzündung trat hinzu, die beide Lungenflügel erfaßte, so daß der Arzt sie aufmerksam machte auf das bevorstehende Ende.

Sie konnte es nicht fassen. Was hatte sie getan, solches Unglück zu verdienen? Und sie verdoppelte ihre Pflege. Es half nichts. Als er den letzten Seufzer getan, warf das kaum überstandene Leiden sie von neuem auf das Krankenlager, so daß sie zum Begräbnis nicht gehen konnte. Als sie nach Monaten zum erstenmal in ihren schwarzen Witwengewändern hinausfuhr zum Friedhof, fand sie ihren armen Mann dort gebettet, wo sie hatte ruhen wollen. Für sie war kein Platz mehr.

Es war ein junger Frühlingstag, die Lerchen trillerten in blauer Höhe, und müde von der jungen Lenzesluft, setzte sie sich auf den Grabstein. Die Sonne schien warm. Rundum dufteten die Blumen berauschend von den Gräbern. Es war Totenstille über den Toten, nur in der Ferne hörte man dumpf die Geräusche der Stadt. Die Witwe faltete die Hände. Ihr fielen die Augen zu. Sie träumte von dem, der ihr acht glückliche Jahre geschenkt. Ihr war, als säße er an ihrer Seite. Er legte den Arm um ihre Schulter, und sie ließ den Kopf an seiner Brust ruhen.

Da hörte sie eine Stimme, so zärtlich, wie sie noch keine vernommen, und unterschied die Worte:

»Ist Ihnen wohler?«

Halb kam ihr das Bewußtsein: es war ein Fremder, der sie hielt. Sie schämte sich ein wenig, aber sie war doch wenigstens nicht allein. Da fühlte sie ein leises Kitzeln auf der Wange, wie weiches Barthaar. Ein seliges Gefühl

zwang sie, die Augen geschlossen zu halten. Ein Mund küßte sie, wie jener, der sie einst beglückt. Sie blinzelte durch den Wimpernspalt, doch das Gesicht war ihr zu nahe: nur geschwungene Lippen ahnte sie und darüber kleine Härchen. Sie wurden größer und größer, der Mund kam ihr wieder nahe. Jetzt mußte sie erwachen. Und sie stammelte, indem sie die Augen aufschlug:

»Wo bin ich?«

Ein Herr zog den Hut, während ihr leichte Röthe in die Wangen stieg:

»Gott sei Dank! Sie waren in tiefer Ohnmacht.«

Sie blickte um sich. Richtig, sie war von der Grabplatte zu Boden gesunken. Er half ihr, reinigte ihren Armel von der Erde und sah ihr mit blauen Augen tief in die Seele hinein:

»Wissen Sie, daß ich Angst um Sie hatte?«

Ein dankbarer Blick belohnte ihn. Er bot ihr den Arm, denn sie schien noch schwach, und sie gingen lange hin und her, während er erzählte, wie er sie gefunden.

Sie bat, er solle nicht schlecht von ihr denken, aber sie könne nun einmal nicht allein sein in der Welt und stände doch ganz verlassen auf dieser Erde. Nun sie ihn länger ansah, schien er ihr doch älter zu sein, als sie zuerst geglaubt, und es war ihr eine Erleichterung. Endlich strebten sie dem Ausgang zu. Es kam von selbst, daß er sie nach der Wohnung begleitete, und dort kniete er nieder wie ein junger Fant, er, der doch ebenso alt war wie sie:

»Du sollst nie wieder allein sein!«

Am Abend kam ein Brief. Sie weinte vor Glück, als sie ihn las, aber wenn es auch das vierte Mal war, daß sie vor den Altar trat: dieser Mann sollte ihr bleiben,

denn er war lieber noch denn je einer, den sie gehabt. Die Natur hatte sie dazu bestimmt, einen Mann zu beglücken, und diese Sendung mußte sie erfüllen.

Als die Menschen davon hörten, meinte die Pförtnersfrau, nun sei es an der Zeit, mit dem Staatsanwalt zu reden, denn das dürfte den Reichen doch nicht so hingehen.

Der Hauswirt aber sagte zu seiner Ehehälfte:

»Wir wollen ihr nur gleich mitteilen, daß in unserem anderen Hause noch eine Wohnung ist, denn sie pflegt bei der Gelegenheit ja auch umzuziehen.«

Der Standesbeamte, gewohnt, Geburten und Todesfälle, Ehen und Scheidungen gleichmütig einzutragen, scherzte mit seinem Schreiber, ihm sein Wohlwollen zu bezeigen:

»Wir werden für die Dame einen besonderen Bogen einlegen müssen.«

Bei der Hochzeit fragte ein Oheim des Bräutigams, ein gläubiger Mensch, der sich nur gern neckte mit der Geistlichkeit:

»Herr Superintendent, ich zerbreche mir seit einigen Tagen den Kopf: sagen Sie mal, wie wird denn das werden, wenn nun die junge Frau demaleinst dort oben, wo wir unsere Lieben wiedersehen, gleich vier wiederfindet?«

Doch der alte Seelsorger antwortete schlagfertig, denn er stand mit beiden Beinen breit auf unserer Erde:

»Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebet!«

»Und wenn ihr nun auch dieser vierte stirbe?«

Der Geistliche gab lächelnd zurück:

»Die Liebe höret nimmer auf!«